

DAS ARCHIV

Königsgnade entstand durch Marzdorfer Aussiedlung

von Heinrich Rehbronn

Marzdorf wurde bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts von zwanzig Bauern und fünfzehn Zinsgärtnern bewohnt. Der Gutsherrin von Grabski waren jedoch die Bauern im Dorfe unbequem, sie wollte mit »diesem gemeinen Volk von Bauern« nichts zu tun haben. Deshalb ließ sie die Bauerngehöfte im Dorfe niederreißen und siedelte sie am äußersten Ende der Feldmark wieder an. Die Namen der Bauern waren: Blümke, Bönig, Cybort (Ziebarth), Gacke (Garske), Heymann, Mielke, Harske, Kluck, Koltermann, Polzin, Lück, Neumann, Litwin, Panzram, Putz, Radke, Robeck, Rump, Schulz, Will und später noch Schmidt. Die so ausgesiedelte Bauernschaft bildete das Dorf Königsgnade. Der König von Preußen genehmigte und bestätigte durch Edikt vom 14. September 1811 diese Siedlung. Als Dank für diese königliche Gnade nannten die Bauern den Ort *Königsgnade*.

Von Grabski hatte sich durch diese Aussiedlung in Schulden gestürzt. Das Gut musste verkauft werden. Grabskis verarmten. Der Administrator des Gutes, Morowski, kaufte bei der Versteigerung 110 Morgen Wald und 201 Morgen Land. Dieses Grundstück war bis zur Vertreibung im Jahre 1946 im Besitze der Familie Morowski und der einzige Bauernhof in Marzdorf. Der erste Lehrer in Königsgnade hieß Erpenstein, ihm folgten August Hoppe, Kluge, Paul Rohbeck und Otto Pfeiffer (bis 1945).

Im Jahre 1932 wurde eine moderne Schule gebaut.

Kirchlich gehörte Königsgnade zu Marzdorf. Eine eigene Kirche hatte der Ort nicht. Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges wurde im Saale des Gastwirts Robeck Messe gelesen.

Die Selbständigkeit des Ortes datiert erst nach erfolgter Regulierung. Eine eigene Gemeindeverwaltung erhielt der Ort erst im

Aus vergilbten Heimatbriefen

In dieser Nummer des *Archivs* werden einige Artikel wieder veröffentlicht, die vor langer Zeit im *Deutsch Kroner* bzw. *Deutsch Kroner und Schneidemühler Heimatbrief* erschienen sind.

Die Artikelfolge ist auf zwei Teile berechnet – in diesem ersten erscheinen vermischte Beiträge von Paul Drews, Adalbert Garske, Franz Manthey sowie Heinrich und Hubert Rehbronn. Im zweiten Teil sollen Aufsätze des schreibenden Müllers Max Garske aus Neu-Prochnow folgen.

Die Inhalte des *Heimatbriefs* waren nicht für die Ewigkeit bestimmt, sondern politische Tagesprosa. Ich habe die verstaubten Artikel inhaltlich und orthografisch vorsichtig überarbeitet und mich dabei bemüht, ihren heimatkundlichen Kern zu bewahren.

Jahre 1829. Im Jahre 1921 feierte Königsgnade sein hundertjähriges Bestehen. Im Ersten Weltkriege fielen dreizehn Mann. Im Zweiten Weltkriege fielen fünfzehn Mann, vier sind vermisst.

Am 12. Februar 1945, 19 Uhr, marschierte der Russe in Königsgnade ein. Der Ort war mit Flüchtlingen aus den umliegenden Orten von Tütz vollgestopft. Die Russen raubten und plünderten und schlugen auf die Bevölkerung ein, Frauen und Mädels wurden vergewaltigt. Pferde und Vieh wurden abtransportiert.

Am 27. Februar 1945 wurden nach Sibirien verschleppt die Bauern: Leo Manthey, Franz Garske, Paul Schulz, Albert Litfin, Albert Günterberg und der Lehrer Otto Pfeiffer. Albert Litfin, Albert Günterberg und Franz Garske kamen in Russland um, die anderen kehrten nach Jahren zurück. Am 28. März 1946 wurden die Bewohner von Königsgnade nach schweren Drangsalen ausgewiesen. Zerstreut im Reiche, sehnen sie sich nach ihren Höfen, ihrer Heimat.

*aus: Deutsch Kroner Heimatbrief,
März 1953*

Ausblick von Marzdorfs hohem Turm

von Adalbert Garske

Wer im Deutsch Kroner Land zu Hause war, kannte auch die Kirche in Marzdorf. Wo war noch eine Dorfkirche, die eine solche Lage aufzuweisen hatte? In einem großen Dreieck, gebildet von drei Straßen, lag außer der Kirche kein anderes Gebäude. Zwei geräumige und zur Mitte ansteigende Vorplätze, der eine mit prachtvollen Kastanien, der andere mit alten Linden und Ahornbäumen, stimmten besinnlich und gaben dem Gotteshaus etwas Freies und Besonderes. Die feldsteinerne Kirchhofmauer selbst umkränzte den höheren Teil des Hügels, worauf unsere Kirche den ihr gebührenden Platz hatte.

Durch diese Lage vorbereitet, konnten die ungewöhnlich dicken Kirchen- und Turmmauern nicht überraschen. Sie mussten ja das aus Stein erbaute halbrunde Deckengewölbe ohne Innenpfeiler tragen. Kirche und Umgebung waren der Ausdruck des Festen und Sesshaften, waren etwas, was Bestand haben und nicht so leicht wandelbar

sein sollte.

An meine ersten Gottesdienstbesuche habe ich keine Erinnerung mehr. Aber über die Hauptstraße, im nächsten Haus zur Kirche, wohnten meine Großeltern. Darauf kann ich mich noch deutlich besinnen, dass ich durch Großmutterns Fenster die Kirche von außen betrachtete, und wie ich mich zu dem dicken Turm hinauf träumte, um dessen Spitze die behenden »Kaapchen« kreisten – ich habe die Dohlen lange Jahre nur unter diesem Namen gekannt.



Die Kirche in Marzdorf

Hier von den Großeltern holte mich der Vater einmal ab, um mich mitzunehmen auf den Turm zum Feierabendläuten. Ich musste die ausgetretene dunkle Wendeltreppe vorausgehen. Als wir oben ankamen, hatte der Vater ein ernstes Gesicht; er legte seine Mütze in das Turmfenster und zog die Glocke drei Mal. Bei dem dröhnenden Ton der »Großen«, der nicht nur durch das Ohr in meinen Körper drang, vergaß ich des Vaters Andacht und

mein eigenes Beten. Wie konnte eine Glocke so gewaltig und lange nachklingen – meine erste bewusste musikalische Empfindung!

Später als Ministrant hatten wir dann das Vorrecht, auf den Turm zu gehen, um zu läuten. Wenn auch eine Treppe höher eine Falltür verschlossen war, so waren wir doch schlank und gewandt genug, um an dem Hindernis vorbei in die beiden oberen Turmböden zu steigen, wo wir uns die große Uhr und die Glocken ansahen. Für die Aussichten durch die Luken hatten wir noch nicht den rechten Sinn und wollten uns da oben auch nicht verraten. Aber ganz habe ich den Kirchturm erst kennengelernt, als ich schon erwachsen war.

Als junger Lehrer hatte ich angefangen, mich mit dem Vogelleben und der Vogelwelt zu beschäftigen. Nachdem ich mehr zufällig eine Reihe von Vogeleiern aufgehoben hatte, kam mir der Gedanke, eine richtige Sammlung anzulegen, die dann auch bald größer wurde.

Es muss das Frühjahr 1938 gewesen

ADALBERT GARSKE (* 12. Januar 1903 in Marzdorf; † 1985 in Kiel) war seit Januar 1931 Lehrer an der katholischen Volksschule in Marienthal-Knakendorf. Er stammte aus der Marzdorfer Stellmacherfamilie Garske. Seine Lehrprüfung legte er am 19. März 1924 in Deutsch Krone ab. Nach der Vertreibung lebte er in Kiel.

sein; nun sollte auch die Dohle als letzte, noch fehlende Krähenart in meine Sammlung. Nachdem ein Versuch, aus der hohlen uralten Linde auf dem Kirchhof ein Ei zu gewinnen, nicht gelungen war, blieb mir nur der Turm übrig, weil ich sonst keine weiteren Dohlenhorste wusste. Da mein Vater den Schlüssel zur Turmuhr hatte, die ich oft sonnenabends für ihn aufzog, konnte ich jederzeit in den Turm. Von früher wusste ich, dass eine alte Jacke und Hose für den Aufstieg ratsam waren.

Wer je in so einem alten Turm umhergeklettert ist, wird eine Vorstellung von dem



vielen Gebälk haben, und er wird glauben, dass man auch ohne Leiter bis in die Spitze kommt. Allerdings muss man schwindelfrei sein, und man sieht beim Klettern besser nicht nach unten. Dass die Dohlen in der äußersten Spitze nisteten, hatte ich schon von der Erde beobachten können. Aber eine andere Schwierigkeit hatte ich nicht vorausgesehen: in der Turmspitze steht ein dicker Hauptbalken, an den sich das übrige Gebälk schräge anlehnt. Dadurch entstand ein so spitzer Winkel, dass sich Kopf und Schultern festklemmten; der Arm war um einige Zentimeter zu kurz, um an die drei bis vier Nester reichen zu können. Voller Staub und von der Anstrengung am ganzen Körper schwitzend, musste ich mein Vorhaben aufgeben. Enttäuscht stieg ich abwärts.

Auf dem obersten Turmböden wollte ich mich ein wenig abkühlen und nutzte die Zeit, um wieder einmal die Aussichten zu genießen. Da war das Fenster zum Süden. Zu Füßen des Turmes lagen Pfarr- und Schulhaus mit ihren großen Gärten und dahinter die letzten Häuser. Schön waren die Baumreihen am Weg nach Harmelsdorf und der Fuchsberg machte einen beachtlichen Buckel. Rechts davon die lange Häuserzeile von Lubsdorf mit der weniger aufragenden Kirche.

In der Ferne das Städtchen Tütz, in dem der runde Turm noch eben über die dahinter liegende große staatliche Forst hinausragte. Vom Fenster nach Westen sah man die leicht abfallende weite Wiesenfläche, am rechten Rande die beiden Reetz-Seen, hinter Spechtdorf und Knakendorf ebenfalls dunklen Wald, bis das Auge ganz in der Weite den hohen Schornstein von Kallies entdeckte.

Durch die Luke nach Norden übersah man deutlich die Anlage des großen Guts-

hofes mit Scheunenhof, Brennerei, Schloss, Park mit Brau-See und die dichte Rüsternallee des Marianensteiges; am Dorfausgang die beiden Friedhöfe mit den sich anschließenden Kastanien der Bruncker Chaussee. Hinter den Rigenbergen lag Brunk ein wenig versteckt, darüber hinaus die »Ewigkeit«, jener Wald, aus dem unsere Bauern Brennholz holten.

Am schönsten war der Blick über das Kirchendach nach Osten. Da zeigte sich der größere Teil des Dorfes mit dem Böhliner Ende. Wenn Tetzlauffs große Linde das Elternhaus auch etwas verdeckte, so gab sie doch die Richtung an, in der ich mein Elternhaus zu suchen hatte. Die Dorfstraße setzte sich in den großen Linden fort. Und



Kirchturm in Marzdorf

dann überschaute das Auge jenen Teil der Heimat, in dem wir die meisten und erinnerungsreichsten Wanderungen erlebten. Durch Äcker schlängelte sich die Trift in vielen Windungen, vorbei am Kinderberg und durch die Mittelste Grund, bis der Wucknick sichtbar wurde. Wie viele Ferientage haben wir dort gestippt, gebadet, gesonnt. Am Rande

der Schmidt's Fichten der Iritz, weiterhin der Camp und ganz links die Seemühle. Hinter allem aber der herrliche Böhlin-See als große silberne Wasserfläche! Dort musste der Schlossberg sein, die beiden Inseln waren zu erkennen.

Fast hatte ich damals vergessen, warum ich auf den Turm gestiegen war. Diese Schau ins Land machte jedes Mal einen tiefen Eindruck auf mich, denn keine andere Stelle vermittelte solch einprägsames Gesamtbild von der Heimat; und wenn ich heute an jenes verlorene Stückchen Erde denke, dann brauche ich mich in Gedanken nur auf den Turm zu stellen, und alles erscheint geordnet und deutlich wie auf einem großen

Gemälde.

Ich brachte also kein Dohlenei nach Hause, hatte aber erkannt, dass die Turmspitze bald gemacht werden müsste, sollten Haube und schweres Kreuz eines Tages nicht in die Tiefe sausen. Da mein Vater Kirchendiener war und auch zum Kirchenvorstand gehörte, sagte ich ihm meine Bedenken.

Als er mit dem Lehrer und Probst wieder einmal zusammensaß, um große und auch Kirchturm-Politik zu treiben, hat er von meiner Beobachtung gesprochen; hinzu kam noch, dass die Feuerversicherung auf Anlage eines Blitzableiters drängte, im ändern Falle die Prämie erheblich erhöht werden müsste.

»Hmja, müsste wohl gemacht werden, wollen mal sehen«, so wird der Herr Probst gesprochen haben, und dabei blieb es zunächst. Ja, wer kennt nicht unseren verehrten und allgemein beliebten Probst Weimann! Aber wie jeder Mensch, so hatte auch er seine Schwäche; er hasste alle Schreibarbeit, Kirchenkassen-Etat und ähnliche Dinge. War einmal von der Prälatur ein Besuch angesagt, dann saßen er und Vater vorher die halben Nächte über Texten und Zahlen. So wurden auch Reparaturen und Arbeiten an Kirche und Pfarrgebäuden verschoben, solange es nur irgend ging.

Der Sommer ging hin, ich kam zu einem seltenen Bekassinenei; in den Sommerferien fand ich ein Sperbergelege, daneben eine Reihe von Kleinvögeln; aber dass ich auf die Dohlen verzichten sollte, wollte mir lange nicht gefallen. Herbst und Winter kamen und gingen vorüber. Mit den ersten zurückgekehrten Zugvögeln erwachte auch wieder die Sammlerleidenschaft. Der Turm ließ mich nicht los, seine Dohlen trugen wieder Niststoffe ein und umkreisen ihn bei ihren Flugspielen. Da waren mir die Vögel und ihre Nester so nahe; sollte ich sie nicht doch erreichen können? Als ich glaubte, dass die

Gelege voll sein müssten, stieg ich noch einmal in den Turm. Meter um Meter kam ich der Spitze näher; wieder zwängten sich



Sakristei in Marzdorf

Kopf und Schultern zwischen die Balken, die Dohlen äugten verwundert zu mir herab. Und dann – es gelang! Nachdem ich das erste Ei in der Hand hielt, war kein Halten mehr, alle sechs Eier konnte ich erreichen. Dass ich dann Halsmuskelschmerzen und tagelang im linken Arm eine Sehnenzer-

rung hatte, das habe ich niemandem verraten. Und wie ich das ganze Gelege trotz der schwierigen Kletterei heil und ganz nach unten gebracht habe, auch das möchte ich für mich behalten. Aber noch war etwas zu klären. Zu Hause erst erfüllte sich die ganze Freude: ich war keinen Tag zu früh und keinen zu spät gekommen, das volle Gelege war

noch nicht bebrütet.

Nun hatte ich, was ich haben wollte; aber ich musste meinem Vater erzählen, dass die Schäden an der Turmspitze größer geworden seien, durch Wind und Wetter, wohl auch durch Picken und Hacken der Vögel am Gebälk, um Platz für ihre Nester zu schaffen. Ich weiß, dass der Probst mit dem Vater in diesem Sommer wiederholt vom Turm sprach.

Ich war damals Lehrer an der Behelfsklasse in der Siedlung Marienthal, von wo

»PROBST
WEIMANN
HASSTE ALLE
SCHREIBARBEIT,
KIRCHENKASSEN-
ETAT UND
ÄHNLICHE
DINGE.«



*Der Gasthof Witt diente als erste Schule
in der Siedlung Marienthal*

ich im Sommer täglich mit dem Rad nach Hause kam. Da ich auf diesem Wege kaum einem Menschen begegnete, konnte ich nach Tieren und blühenden Pflanzen schauen, konnte Wetterbeobachtungen machen. So fiel mir eines Mittags ein sonderbarer Wolkenhimmel auf. Aus Richtung Flathe-Knakendorf zog ein Gewitter gegen die Linie Stibbe-Lubsdorf-Marzdorf. Da mein Weg parallel zum ziehenden Gewitter lief, ohne selbst im Regen fahren zu müssen, konnte ich deutlich erkennen, wie die tiefhängenden Wolkenmassen sich vor dem Höhenzug stauten. (Knakendorf hat eine Meereshöhe von 105 m. Marzdorf 125 m und mit Turm rund 160 m, die Höhe zwischen Lubsdorf und Emilienthal mit 162 m ist auf der Schulwandkarte verzeichnet.) So verhielt das Gewitter, ehe es den Höhenzug überwinden konnte; es wettete zorniger als vorher, und besonders sah ich um den Turm die Blitze zucken. Ob es nicht Einschläge geben wird?

Als nun mein Weg von Marzdorf stärker anstieg, sah ich tatsächlich über den höchstgelegenen Häusern von Lubsdorf Rauch aufsteigen. Als ich nach wenigen Minuten ins Dorf kam, standen Leute auf der Straße und sahen zum Turm hin. Was war der Grund? Es hatte auch in unseren Kirchturm

geschlagen, nun wartete alles gespannt, ob es auch brennen würde. Einige Männer stiegen hinauf, um nachzusehen. Als ich an der Kirchhofsmauer vom Rad stieg, kamen sie schon zurück und meinten, es sei ein kalter Schlag gewesen, es brenne nichts.

Nach dem Mittag ging ich zur Kirche. Von der Turmspitze her war eine Anzahl Dachziegel heruntergerissen, das Kreuz stand schräg und war verbogen. Oben im Turm verfolgte ich den Blitzweg: vom Kreuz und dem Hauptbalken darunter war der Blitz auf das Drahtseil, das von der Uhr zur Uhrglocke ging, übersprungen, hatte dann eine Füllung aus dem Uhrgehäuse gerissen und war in den Bohlen und Balken und dem dicken Turmmauerwerk spurlos verschwunden – ohne Blitzableiter!

Der Schaden war nicht groß, aber der Turm hatte ein deutliches Loch, das angebrochene Kreuz konnte vom Sturm ganz hinuntergeworfen werden. Es gab also kein Ausweichen, der Turm musste gemacht werden.

»ES HATTE
IN UNSEREN
KIRCHTURM
EINGESCHLAGEN,
NUN WARTETE
ALLES GESPANNT,
OB ES BRENNEN
WERDE.«

Und er wurde noch im selben Sommer fertig, damit zugleich der Blitzableiter auf Turm und Kirchendach. Für die Erdung des Ableiters schaufelte die Gemeinde einen Graben um das ganze Kirchenschiff, wobei eine Menge Totengebein freigelegt wurde.

Also ist der Kirchhof auch einmal Friedhof gewesen. Die Unkosten für Turm und Ableiter trug zum größten Teil die Feuerversicherung. Die Dohlen aber mussten ausziehen und hausten wahrscheinlich auf engerem Raum in der hohlen Linde.

Man wird nicht behaupten, dass der Himmel und sein Blitz dem Herrn Probst einen Gefallen tun, ihm einen Entschluss oder ihm gar eine Verantwortung abnehmen wollten. Aber hatte der Turm nicht schon Jahrhunderte gestanden, war das Piorekische Haus, das gar nicht so weit ablag, durch Blitzschlag abgebrannt und ebenso der

Gutsstall, der nur 150 m entfernt lag. Schien es nicht so, als ob der Blitz gewartet hätte, bis er für den Turm nötig war? Es wollen hier keine Beweise versucht werden, denn es gibt ja so viele Zufälligkeiten auf Erden. Aber ein klein wenig nachdenklich kann man schon werden.

Mögen Dorf, Kirche und Turm vor weiteren Schäden bewahrt bleiben, wenn auch

fremde Menschen jetzt dort ein- und ausgehen. Sie können nicht als ihnen gehörig ansehen, was Krieg und Willkür ihnen zuwies. – Doch uns waren Dorf und Kirche das »Zu-Hause«. Haben wir die Heimat verloren, vergessen werden sie nicht!

aus: *Deutsch Kroner und Schneidmühler Heimatbrief, August 1956*

Fastnachts-Erinnerungen an Königsgnade

von Paul Drews (Lüben, später Steinkirchen im Kreis Stade)

In unserer kleinen Landgemeinde Königsgnade fand alljährlich am Sonntag vor dem Aschermittwoch eine Fastnachtsfeier statt. Beim Gastwirt Robeck, dessen Lokal später der Schwiegersohn, Schuhmachermeister Paul Wellnitz, der in der Deutsch Kroner Hindenburgstraße ein Geschäft betrieb, übernahm, spielte gewöhnlich eine fünf Mann starke Kapelle zum Tanze auf. Es ging dabei recht gemütlich und fröhlich zu, und zwar die ganze Nacht hindurch bis zum frühen Morgen.

Als man wieder einmal feierte, hörten die Musiker, die auf der Oberstube untergebracht waren, in aller Frühe Stimmen laut werden: »Keis, hi bliwa nächst Nacht weddi bi os.« Zwei Stunden später wurde es dann unten in der Gaststube lebendig, und schon kamen zwei Bewohner die Treppe hinauf zu den Schlafenden und riefen: »Keis, upstana, is Tied.« Schnell rieben sich die Musikanten den Schlaf aus den Augen, zogen sich rasch an und traten vor das Gasthaus. Dort stand schon der Bürgermeister des Ortes mit einem langen Stab in der Hand, der wie auch die Arme des Genannten mit bunten Papierschlängen umwickelt war. Außerdem waren vier Mann erschienen, von denen zwei große Kartoffelkörbe trugen, einen

davon mit Häcksel gefüllt. Die beiden anderen Bauern hatten Heugabeln mitgebracht. Auch dieses alles war mit Buntpapier festlich geschmückt.

Nun setzte sich der Zug unter Vorantritt des Bürgermeisters und unter den Klängen der Kapelle in Bewegung. Es ging die Dorfstraße hinauf, wo vor jedem Haus ein Musikstück geblasen wurde und dann riefen die Marschierer: »Besükt os die Nacht, vajeit os ni.« Und dann ging das große Sammeln auf jedem Hof los. In den Körben wurden die Kuchen, Brot oder Pfannkuchen und in dem Häckselkorb die gespendeten Eier ver-

staut. Wenn Würste oder Speck gegeben wurden, dann spießte man sie einfach mit den Heugabeln auf. Und dann ging aus jedem Haus jemand im Zuge mit, der dadurch immer länger wurde. Das ganze Dorf wurde auf diese Weise nach Spenden abgeklopft,

auch die Arbeiter wurden nicht verschont, aber jeder gab gern, denn man wusste, es ist ja nur einmal im Jahr Fastnacht.

Nachmittags fand sich dann mehr oder weniger die ganze Gemeinde zum Festschmaus im Gasthaus ein. In der Küche stand ein langer Tisch, an dem jeweils zwanzig Personen Platz hatten. Mit Kind und Kegel kamen die Bewohner, denn es wurde

»JEDER GAB GERN,
DENN JEDER
WUSSTE, ES IST
NUR EINMAL
FASTNACHT.«

alles gemeinsam verzehrt. Und die sechs Kochfrauen hatten alle Hände voll zu tun, um die vielen Gäste satt zu machen. Waren zwanzig Personen abgefertigt, dann folgten die nächsten zwanzig an den großen Tisch, bis alle gesättigt und alles vertilgt war. Dann wurde tüchtig das Tanzbein geschwungen.

Bis in die Frühe des nächsten Tages hielten die meisten Fastnachtfeiernenden aus. Schließlich traten auch die Musiker den Heimweg an, und dies mit prall gefüllter Tasche.

aus: Deutsch Kroner und Schneidemühler Heimatbrief, Februar 1959

»De Geiafötcha« und das Tragen der »Gelben Rose«

von Hubert Rehbronn

Soweit die Geschichte der Stadt reicht, bezeugt sie, dass die Stadt Tütz, ja der ganze Kreis Deutsch Krone, ein vorwiegend deutsches Gebiet gewesen ist. Daran konnte auch die politische Zugehörigkeit zu Polen von 1368 bis 1772 nichts ändern. Die Umgangssprache der ländlichen Bevölkerung war das Plattdeutsche.

Der westliche Teil des Kreises ist das sogenannte »Nippische Gebiet«. Dieses Gebiet umfasst die Stadt Tütz mit den umliegenden Dörfern Marthe, Schulzendorf, Knakendorf, Lubsdorf, Marzdorf, Stibbe, Klein Nakel, Strahlenberg, Mellentin, Ruschendorf und Mehlgast. Woher diese Bezeichnung kommt und was sie sagen will, ist nicht bekannt. Man geht wohl nicht fehl, wenn man die Bezeichnung »Nippisches Gebiet« ableitet von *nimiec* gleich deutsch, was soviel wie deutsches Gebiet bedeuten würde. Dieses Gebiet gehörte der Grundherrschaft von Wedel. Um 1300 waren die Wedels schon im Besitz von Tütz und blieben bis zum Jahre 1773 Eigentümer des Schlosses und der Herrschaft Tütz.

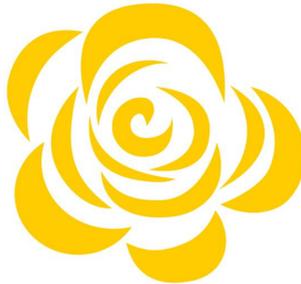
Im Jahre 1550 führten die Wedels auf Schloss Tütz in ihrem Bereich die Reformation durch. Die Einführung der neuen Lehre geschah fast überall wohl unter den glei-

chen Umständen: die Heiligenbilder wurden zerstört, die katholischen Geistlichen wurden vertrieben, die Klöster einbezogen. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts begann die Gegenreformation in dem protestantisch gewordenen Tütz durch Christof von Wedel.

Elf Jahre, von 1595 bis 1604, währte der Religionskrieg. Zu seiner Unterstützung rief Christof von Wedel Jesuitenpatres aus Posen nach Tütz, denen er gegenüber der katholischen Kirche ein Missionshaus mit Hauskapelle erbaute, das 1945 von den Russen zerstört wurde.

Ihm gelang es, den größeren Teil der Bürgerschaft wieder der Lehre der Väter zuzuführen. Die Pfarrkirche wurde sofort katholisch, der Georgskirchhof kam 1612 in den Besitz der katholischen Gemeinde zurück. Am Schlüsse der polnischen

Herrschaft war Tütz eine rein katholische Stadt. Nach Schultz' *Geschichte des Kreises Deutsch-Krone* wanderte der geringere Teil der Bürgerschaft, der bei seinem Glauben verharrte, in die Neumark aus. Da die Grundherrschaft nicht nur das Recht über die Religionsbestimmung, sondern auch die oberste richterliche Gewalt hatte, so büßten die Spitzen der Stadt, der Bürgermeister, Georg Ulrich, und der Ratmann Simon Hanczke ihr Auflehnen mit dem Tode.



HUBERT REHBRONN (* 3. Mai 1888 in Lubsdorf; † 26. Juli 1976 in München) war bis 1945 Rektor der katholischen Volksschule in Tütz. Nach der Vertreibung im März 1946 lebte er zuerst in Brandenburg, dann in Süddeutschland. Im Deutsch Kroner Heimatbrief veröffentlichte er einige historische Aufsätze.

Rehbronn stammte aus einer Bauern- und Lehrerfamilie, die seit 1722 im Deutsch Kroner Land nachweisbar ist. Sein Vater war der Lubsdorfer Schullehrer HILARIUS REHBRONN, seine Mutter die Bauerntochter ROSALIA geborene MANTHEY.

Hubert Rehbronn hatte vier Brüder: RICHARD REHBRONN (* 12. November 1873 in Lubsdorf; † 31. Dezember 1963 in Berlin) war Schullehrer in Schlochau und Leiter des dortigen katholischen Lehrervereins; er wurde am 1. Mai 1934 unter der NS-Diktatur zwangsweise in den Ruhestand versetzt.

LEO REHBRONN (* 10. Februar 1887 in Lubsdorf; † 27. Mai 1944 in Marzdorf) war katholischer Pfarrer zuerst in Breitenstein, ab 1935 in Marzdorf.

MAX REHBRONN (* 27. Dezember 1890 in Lubsdorf) war ab 1920 Lehrer in Niederneuphen im Siegerland.

Einzelheiten dieses elfjährigen Krieges entziehen sich unserer Kenntnis, doch muss es zu einer offenen Revolte zwischen der Bürgerschaft und Christof von Wedel gekommen sein, bei der erstere unterlag. Auch auf katholischer Seite heißt es: Natürlich ging es in diesem Kriege nicht ohne harte Kämpfe ab.

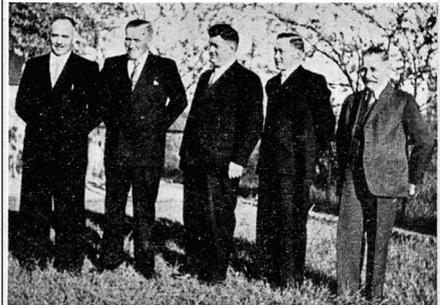
In dieser Zeit der Gegenreformation entstand die Bezeichnung »De Geiafötcha« (Die Gelbfüßler), ein Schimpfname für die Katholischen der Grundherrschaft Tütz. Das von Tütz sechs Kilometer entfernte Gut Lubshof/Lubsdorf war zuletzt in der Hand des Gutsbesitzers Adalbert Marquardt. Im Jahre 1889 parzellerte er das 700 Morgen große Gut an die Lubsdorfer Bauern und zog nach Berlin.

Das Marquardtsche Familienbuch und Postille berichtet ebenfalls von den jahrelangen Drangsalierungen der Lutherischen durch Christof von Wedel auf Schloss Tütz, um sie zum katholischen Glauben zurückzuführen, und von heftigem Widerstand. Christof von Wedel zwang sogar seine Untertanen zum sonntäglichen Kirchgang eine gelbe Stoffblume (in Form einer Rose) anzulegen und öffentlich zu tragen, sei es am Barett oder am »Mantillchen« (Mantille).

Die Frauen schmückten sich mit dieser gelben Rose gern, einige Vögte und Knechte nur widerwillig oder gar nicht, weil sie sich nicht von den Lutherischen als Geiafötcha beschimpfen lassen wollten. Denn die Träger dieser gelben Rose wurden von den angrenzenden neumärkischen und friedländischen Lutherischen »De Geiafötcha« beschimpft.

Lubsdorfs fünf „größte Bauern“ vereint

Aus Anlaß einer kleinen Geburtstagsfeier trafen sich am 9. 10. 1959 in Neuendorf über Elmshorn die fünf größten Lubsdorfer Bauern. „Die 10 Stunden, die wir zusammen waren, wurde nur von unserer lieben Heimat, unserem lieben Lubsdorf gesprochen. Das zeigt, wie sehr wir an unserer Heimat hängen und wir hoffen, wieder dorthin zu kommen. Trotzdem es uns hier gut geht. Allen Heimatfreunden viele liebe Grüße.“ So schrieben sie.



Von l. n. r. Alfons Manthey, Bruno Heymann, Paul Durke, Georg Manthey, Robert Koplín. Paul Durke wurde nach dem Einmarsch der Roten Armee als Bürgermeister in Lubsdorf eingesetzt und hat nach besten Kräften für seine Lubsdorfer gesorgt.

Das Foto der Lubsdorfer Bauern findet sich im Deutsch Kroner Heimatbrief 11/1959

In den Marzdorfer Kirchenakten befand sich eine Liste mit vierzehn Namen, Mitglieder einer Rosenkranzvereinigung, aus dem Jahre 1648. Diese Vereinigung nannte sich *Gelbe Rose*. Die Mitglieder trugen bei ihrem gemeinschaftlichen Gebet und bei dem sonntäglichen Gottesdienst sichtbar eine gelbe Rose aus Stoff. Die Leiterin dieser »Gelben Rose« war ein Fräulein Hedwig Rehbronn. Offenbar ist hier ein Zusammenhang mit dem Christof von Wedelschen Befehl.

In einem Bericht »Der Brand in Tütz am 24. August 1834 am Bartholomäusfest in Knakendorf«, bei dem die Mutter des Pfarrers unter der Bodentreppe des Pfarrhauses den Erstickungstod durch Feuerqualm gefunden hat und von dem nacheilenden Feuer verzehrt worden ist, heißt es: An der nach dem Brande vorgefundenen schwarzen Samtmütze, welche eine gelbseidene Blume zierte, hat Propst Jördell die Überreste seiner Mutter erkannt. Auch hier: eine gelbe Rose

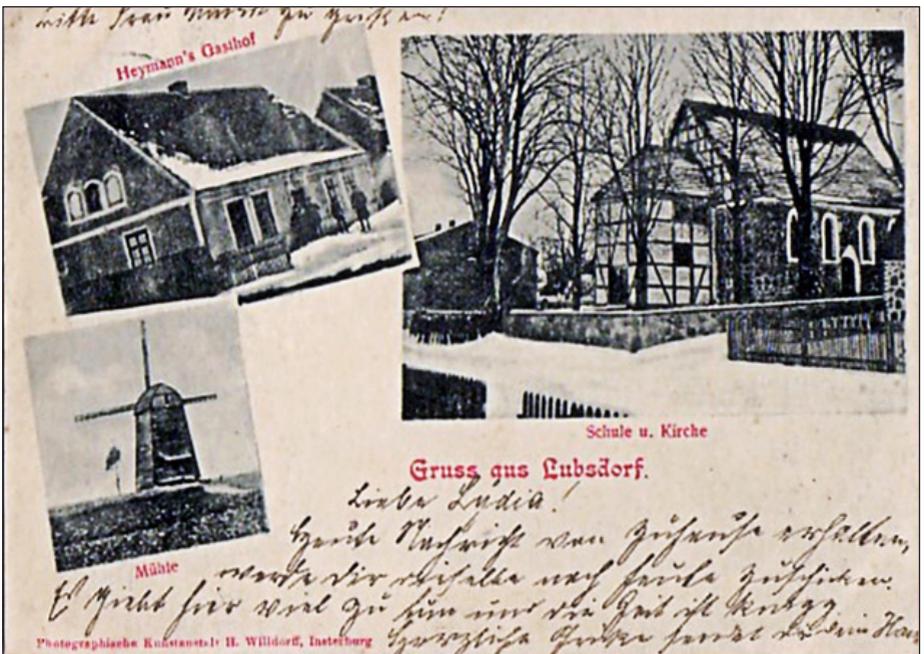
am Baret.

Unsere Ältesten aus unserer vertriebenen Heimat, dem Nippschen Gebiet, besonders die Lubsdorfer, dürften aus ihrer Jugendzeit sich noch erinnern, dass damals schon alte Frauen beim Federreißen oder an den Spinnabenden von der gelben Rose ganz im Sinne des Marquardtschen Familienbuches erzählten. So die 1817 in Marzdorf geborene Anna Schmidt, die 1903 in Klein Nakel als Ehefrau des Bauern Johann Manthei starb. Sie war meine Großmutter.

Sie trug die gelbe Rose in großer Hochachtung und nahm sie mit ins Grab.

Was das Marquardtsche Familienbuch berichtet über die Entstehung des Begriffes »De Geiafötcha« und die Bedeutung, und was sich im Volksmund bis auf die Neuzeit erhalten hat, dürfte Anspruch auf Richtigkeit haben.

aus: *Deutsch Kroner und Schneidmüller Heimatbrief*, November 1959



Wie Lubsdorf Schulgemeinde wurde

von Hubert Rehbronn

Im Januar 1870 trat der Lehrer *Albert Schulz* in Lubsdorf in den Ruhestand; der Ort war seit 1819 Schulgemeinde. Vordem gingen die Kinder zur Schule in Marzdorf.

Zunächst fand der Unterricht in einer »gepachteten Stube« statt, und zwar auf dem Grundstück, das bei der Vertreibung dem Bauern Rump gehörte. Die Kinderzahl war beträchtlich. Unterrichtet wurde von morgens sieben Uhr bis mittags zwölf Uhr und nachmittags von 13 bis 17 Uhr.

Die Gemeinde sah wohl den Bau eines Schulhauses als notwendig ein. Aber dennoch bekam Lubsdorf erst fünfzig Jahre später ein Schulhaus. Das neue Schulhaus hatte ein Klassenzimmer und eine Lehrerwohnung, bestehend aus zweieinhalb Zimmern. Es stand neben der Kirche.

Lubsdorf war immer ein kinderreiches Dorf. 1874 betrug die Schülerzahl 95 und 1905 85 (nach einer Mitteilung des letzten Bürgermeisters und Amtsvorstehers Josef Manthey). In den Jahren 1924 bis 1925 wurde ein neues Schulhaus gebaut mit zwei Klassenräumen und zwei Lehrerwohnungen, dazu ein Sportplatz und zwei Gärten für die Lehrer. Die Schule wurde zweiklassig.

Aber zurück ins Jahr 1870: Eine »gepachtete Stube« war nun da und auch die Schulkinder; es fehlte nur noch ein Lehrer. Im Einverständnis mit dem Patron der Schule, dem Gutsherrn von Marzdorf, schlug Pfarrer Harske, zugleich auch Lokalschulinspektor, der Behörde vor, den Lubsdorfer Küster *Albert Schulz* zum Lehrer zu ernennen.

Albert Schulz war *Schneider*, Gemeindediener (Nachtwächter), Küster und Vorsänger beim Gottesdienst. Er war ein

gottesfürchtiger Mann, der mit seiner klaren Stimme den Gottesdienst verschönte. Er hatte bereits einen Kursus von sechs Monaten an der Schule in Marzdorf unter Anleitung und Aufsicht des Lokalschulinspektors *Harske* absolviert. Mit Erfolg. Eine weitere Ausbildung als Hospitant an der Schule in Tütz stand bevor.

Die Gemeinde war besorgt, weil sie durch neue Abgaben in Form von Naturalien zum Gehalt des Lehrers beitragen sollte, zumal *Schulz* schon als Gemeindediener gut entschädigt werde. Dem

»LEHRER SCHULZ
WAR ZUVOR
SCHNEIDER,
GEMEINDE-
DIENER, KÜSTER
UND KANTOR.«

Vorschlag des Lokalschulinspektors, *Schulz* von seinem Amt als Gemeindediener zu entbinden, stimmte Lubsdorf schließlich zu. Sein bisheriges Einkommen als Gemeindediener, freie Weide für eine Kuh und vier Schafe auf Gemeindeland, das Einsammeln

von Eiern zu Ostern für sich und einer Bratwurst in einer Länge von einer halben Elle von jedem Haushalt, ein damaliges Längenmaß von etwa 60 bis 70 cm, fiel nun weg. *Schulz* brauchte sich auch nicht mehr zu ärgern, dass die Bratwurst bei gleicher Länge von Jahr zu Jahr schlanker wurde.

Ein ulkiger Bauer tröstete ihn. »Mensch, *Albert*, ärgere dich nicht, die Würste sind ja doch nur noch Regenwürmer.«

Schließlich hatte er als Lehrer noch eine »gewinnbringende« Nebenbeschäftigung. Denn von Amtswegen war er verpflichtet, mit den großen Schuljungen an der vom Patron der Schule alljährlich abgehaltenen Treibjagd, die meistens drei Tage dauerte, teilzunehmen. Und zwar als Treiber. Und dafür erhielt er einen Hasen.

aus: *Deutsch Kroner und Schneidmühler Heimatbrief*, Februar 1970

Wie es daheim war

von Franz Manthey (Neu Prochnow, später Leipzig)

Es war im Herbst 1941 oder 1942 – auf jeden Fall im Oktober. Meine Eltern waren mit einigen Helfern und meiner Wenigkeit auf dem Feld beim Ausmachen der Kartoffel. Gleich nebenan, auf einem abgeernteten Getreidefeld, das mit Serradella untersät war, weideten unsere Kühe.

Mein Vater entdeckte, dass eine Jungkuh zu rindern begann. Die Tage waren bereits kurz, Frost drohte, jede Stunde musste zur Kartoffelernte genutzt werden. Mein Vater entschied daher, die Kuh erst am Abend zum Bullen zu leiten. In Neu Prochnow, unserem Heimatdorf, besaß kein Bauer einen amtlich zugelassenen Bullen. Wir mussten unsere Jungkuh, die sich nur sehr unwillig an der Kette leiten ließ, drei Kilometer weit ins Nachbardorf Brunk führen. Ich sollte meinen Vater begleiten und – wenn notwendig – mit einer kleinen Rute etwas nachtreiben.

Bis zum Dorfeingang von Brunk kamen wir gut voran. Abgesehen von einigen aufbäumenden Sprüngen konnte mein Vater die Kuh immer wieder auf den Weg bringen. In Brunk schoss aber ein Hund bellend aus einem Garten an der rechten Straßenseite auf uns zu. Er versetzte unsere Kuh dermaßen in Angst und Schrecken, dass sie in wilden Galoppsprüngen vorwärts stürmte. Sie gewann dabei zunehmend an Tempo, da die Straße an dieser Stelle abschüssig verläuft.

Mein Vater rannte zwangsläufig mit, denn er hielt die Kette noch in der Hand. Um die Kuh zum Stoppen zu bringen, steuerte er einen Telegrafmast an der Dorfstraße an. Er ließ die Kuh rechts vorbeilaufen, hielt sich selbst aber links und hoffte, das Tier abbremsen zu können. Der Aufprall war jedoch so stark, dass ihm die Kette aus der Hand gerissen wurde. Die Kuh galoppierte am Gasthof Brieske vorbei auf den Kirchhof

zu, dessen Pforte offen stand.

Die Kirchentür war ebenfalls weit geöffnet und das Innere der Kirche erleuchtet, weil bald, wie an jedem Abend im Oktober, eine Rosenkranzandacht beginnen sollte. Einen Moment befürchteten mein Vater und ich, die Kuh werde in die offene Kirche rennen – aber das traf Gott sei Dank nicht zu. Sie lief links an der Kirche vorbei und sprang über die Kirchhofsmauer auf den benachbarten Hof von Bauer Harske.

Herr Harske war ein guter Bekannter meines Vaters. Als wir den Hof erreichten, begrüßte er uns mit den Worten: »Leo, solch eine schwache Kuh musst du doch halten können!« Dann ergriff er die Kette, um das Tier zum Stehen zu bringen. Da er aber Holzpantoffeln trug, wie es früher im Dorf üblich war, verlor er gleich an Halt und fiel rücklings zu Boden.

Die Kuh versuchte erneut zu entkommen, konnte jedoch auf dem rundherum geschlossenen Hof bald gefangen werden. Nach diesem Abenteuer war sie so geschafft, dass sie sich friedlich zu dem Bauernhof leiten ließ, wo sich der Bulle befand.

aus: *Deutsch Kroner und Schneidemüller Heimatbrief, Oktober 1995*

DAS ARCHIV

wird in unregelmäßiger Folge herausgegeben von *Thomas Soorholtz*,
Sudermanstr. 3, 50670 Köln.

Alle Ausgaben sind über die Webseite:

WWW.KOENIGSGNADE.DE

verfügbar; sie dürfen frei heruntergeladen und weiterverteilt werden. Bei Zitaten bitte ich um einen Beleg.